



Niederdeutsches Heimatblatt

Nr. 5.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1929.

Frühling am Bach.

Nun trägt am Bach die Weide
ihr leuchtendes Geschmeide,
und kleine, braune Gäste
ansammeln ihre Nester.

Die Milde tanzen Reigen,
die lieben Vögelchen fliegen.
Die Wellen murmeln leise
die frohe Frühlingsweise.
Heinrich Mahlor.

Moosfrühling.

Von Wilhelm Hochareue.

O. Fröh am Morgen, um die sechste Stunde, müssen wir in der Zeit des Naturerwachens aus langem Winterschlaf das Moor auffuchen, wenn wir den rechten Moosfrühling erleben, die kostliche Stunde genießen wollen, die uns das Moor um diese Zeit schenken kann, eine der herrlichsten und feinsten Stunden, die deutsche Landschaft überhaupt zu spenden weiß. Zwischen halb sechs und sieben Uhr ist die Hauptsonnen- und die buntesten und in seinen Balzäußerungen nährlichsten deutschen Federwildes.

Durch Bauernwald führt unser Weg. Hier wachsen und wuchern nach der wildschönen Paine freien ungehemmten Schöpferwillens alle Baumarten durcheinander und dazwischen Wacholder und Stechpalmen, Heidekraut und Moosbeere, Wildrose, Waldbreie, Aulerfarn, Krons- und Heidebeere. Spechte hämmern, Kleiber schnalzen, Meisen klingen, der Amdt lüftet, und der Tauber ruft, Drosseln schadern und flühen, Finken schlagen, es ist kein Wunder, daß wir das frohe Leben im nahen Moor bei all diesem Jubel im Walde erst vernehmen, als wir am Rande des Holzes angelangt sind.

Die Lieder des Waldes verklingen allmählich, je weiter wir das frohe laute Gehölz hinter uns lassen. Wir gehen einen Weidezugangsweg, der durch ungezählte große und kleinere, mit Stacheln und unzähligen Wiesen- koppel führt. Ganz schwach schwenken die Strahlen der Altväter, von warmer, welcher Windhand gelöst. Junges Grün ströht und spendet köstlichen Würzhauch. In den Koppeln grasen schon die schwarzweißen Kinder. Die uns zunächst sind, begrüßen mit neugierigem oder erstauntem Glauben den Fremdbesuch in dieser weiten Einsamkeit. Ein Staren- schwarm braut in jähem Fluge über uns hinweg, um auf einer der Weiden einzufallen, auf denen noch hier und dort leichte Regenschatten blinken, um die mehrere Brachvögel stolzieren.

Auffschillernd im Glanz der Sonne, die ohne Wolkengeminnis vom blauen Himmel herab lacht, marschieren die munteren Schwärme dahin, nach Nahrung suchend. Ihr Gepolter durchdringt immer wieder das melodische Doppelgeflöt der Brachvögel, die der Heidjäger auch Reilhaben nennt. Niebiße sind auf uns aufmerksam geworden und umschaueln uns mit gelinder Angst. Immer mehr werden ihrer, so wie wir von den Höhern im Walde kennen, wo auch einer Duzende, von denen man nichts sah und hörte, in wenigen Minuten, ja oft in Sekunden heran schreit.

Schneller werden unsere Schritte, die Niebiße bleiben zurück. Aus dem Dornbusch blinkt die weiße Brust des großen Raubwürgers. Ueberall Leben im Moor, das so viele, die es nicht kennen, tot nennen wollen. Ein paar Rabenträgen — schwarz und totstill wie verholzte Baumstüben — wartet unser Vorübergehen ab, und vom Dachstuhl einer Viehhütte lauert ein Bussard auf Mäusebeute. Der Wohlklang des Gemeckers balzt froh hoch über uns dahin, jagen der Befassenenmännchen, die ihrem volkstümlichen Namen „Himmelsziegen“ heute offenbar besondere Ehre machen wollen, durchzittert die Luft und mischt sich in das Gebrodel des Virl- habntukerns, das stärker und stärker wird, je näher wir an das eigent- liche Moor heranrücken, und das schließlich über alle anderen Stimmen herrscht. Wir gehen einen Moorgraben entlang. Wänschend stehen Enten auf. „Rab, rab, pahl, pahl“ — Stodenten, die klingend durch die klare Luft nach einem anderen Gewässer rudern. Im Moorgraben plumpst etwas weg. Wohl ein Hecht, den wir aus seiner Trümmerei auf-

schrecken. Virlhabntukern umbrodeln uns, hin und her streichen Nöhne und Hennen. Warnendes „Gack, lock, lock, lock!“ reißt die balzenden Nöhne mit.

Wir sind auf dem Sandhügel weit im Moore angelangt und bestau- nen die friedlich-frohe Welt um uns. Die schneeligen Spiegel der Balz- hähne, die unser Erscheinen nicht verschonte, sehen wir hier und da auf- blitzen. Auch auf einer alten Schirmfuhre balzt einer, und weit hinten zischt ein anderer mit langem Halse auf dem sturmgeträumten Wipfel der Wetterbirke. Unaufhörlich schießen die Befassenen über uns hin, im Sturzfluge medernd.

Im Kraute um unseren Hügel ruschelt's und raschelt's, Gidechsen, vielleicht auch eine Kreuzotter, von der Sonnenwärme aus ihren Ver- stecken hervorlockt. Wir merken, wie die Sonne allmählich brennt. Das Ausgerbebel wird matter, aber einzelne Nöhne bleiben im Gange, andere, die ausgerucht haben, fangen wieder an. Die Sonne lobt, daß die Moorklumpen und Nachen gleich Spiegelscheiben glitzern. Die Schwefel glüht der Heideginster aus dem Braun der Ersta, und Wollgrasbeete leuchten in weißen Blütenflocken.

Die Sonne verrät uns auch einen Sprung Nehe, deren noch winter- graue Decken im Niedgrase aufglänzen. „Kreck, kreck!“ Das sind Krid- enten, ganz nahe hinter uns streichen sie vorüber. Unsere Blicke folgen ihnen noch, wie sie kleiner und kleiner werden; da reißt ein Schrei und herum, wir sehen einen Fischreiher ziehen und jetzt im prachtvollen Gleit- fluge an der lauffebraunen, fischreichen Moorbeete niedergehen. Die Sonnenbalz der Virlhähne verstummt allgemach, und jetzt haben mehr die Brachvögel das Wort.

Wir wandern heimwärts, aber auf einem weiten Umwege. Die Goldflut eines ausgedehnten Hagelbusches — Brahmusch sagen die Heidjer — lockt uns. Schon von weit her säfelt der leise, warme Wind uns den köstlichen Hauch der gesprungenen Knospen zu. Langsam, ganz langsam gehen wir den schmalen Pahl der Dorfsteche, durch die von der Sonne in Gold getauchten Sträucher, um recht lange das Wunder der Farbe des Moores und seines Atems zu genießen. Dann ein Scheideblick. Auf dem verwitterten Ziegeldach des niedrigen Zimmerschauers nahe am Wege knistert ein Braunknechtchen. Ja, lebe wohl, kleiner Freund, lebe wohl, du friedliches und unsagbar schönes Frühlingsmoor!

Höhenrauch.

Von Diedrich Stellen (Bremen).

Das jüngere Geschlecht kennt diesen Plagegeist nicht mehr, der sich noch fast bis zur Jahrhundertwende angerechnet im lieblichen Wonne- monat Mai bleischwer auf Stadt und Land legte und alles Leben zu ersticken drohte. Ja, er lehrte Jahr um Jahr so regelmäßig wieder, daß der Bremer Arzt Dr. Philipp Heineken ihn 1836 in seinem Buche „Die freie Hansestadt Bremen und ihr Gebiet“ als klimatische Erschei- nung glaubte schildern zu müssen. Er schreibt da wörtlich:

„Eine besondere Erwähnung verdient hier der in diesem Monat vorzugsweise in unserer Gegend häufig vorkommende Höhen- oder Moorrauch. Nach einem heiteren schwülen Vormittage nämlich zeigen sich gegen Nachmittag Wolken am Himmel, welche deutlich das Ge- präge ihrer elektrischen Entstehung tragen, und aus denen nicht selten einzelne Blitze hervorzuden. Plötzlich aber verschwinden sie wieder, und statt ihrer fällt sich die Atmosphäre mit einem dicken überziehenden Rauche an, der die Sonne ohne Strahlen in einem blutigen Far- benpfeile erscheinen läßt. Ein kalter, schneidender Wind, gewöhnlich aus Norden, erhebt sich, saugt begierig jede Feuchtigkeit auf, und be- rührt die Pflanzenwelt mit seinem tödenden Hauche, so daß die ihm vorzüglich ausgezeigte Seite selbst der nicht sehr zarten Gesträuche wie verbrannt ausfällt. Bald nach Sonnenuntergang verschwindet er, und der nächstfolgende Morgen ist wieder seinem Vorgänger gleich, der Himmel wieder ebenso heiter, der Wind wieder in derselben Rich- tung, wie vor seinem Erscheinen.“

Lange Zeit stand man dem Höhenrauche wie einem Rätsel gegenüber, das man nicht zu lösen vermochte. In Deutschland war er bekannt als Moorrauch oder Heiderauch, auch als Haarrauch oder Seerrauch, je in einzelnen Gegenden gar als Sommerrauch. Der Franzose fälschte ihn als „brouillard sec“, als trockenen oder gedörrten Nebel, der Engländer als „dry fog“, was dasselbe bedeutet. Der Holländer, der an seiner Entflehung nicht so ganz unschuldig ist, redet von „veenrook, heerook, zee-rook“. Ja selbst der Schweizer konnte sich seiner nicht erwehren und mußte ihn zwangsweise kennen lernen.

Solange Ursprung und Herkunft des Höhenrauches unbekannt waren, konnten die Menschen ihm leicht allerlei Geheimnisvolles andichten, und sie wurden nicht müßig, ihm mancherlei schädliche Wirkungen zuzuschreiben. Daß er dem tierischen Organismus wenig nachteilig war, im Gegenteil die rasche Entwicklung der Insekten unlegbar begünstigte, hatte bereits Heinel beobachtet. Es war ihm aufgefallen, daß vor dem ersten Auftreten des Höhenrauches kaum eine Spur von Raupen oder ähnlichem Ungeziefer zu bemerken war, es hingegen selten fehlte, daß sie nach dem Verschwinden des Rauches sich nicht in großer Zahl zeigten. Aber Menschen, die weniger kritisch dachten als Heinel, behaupteten einfach, daß der Moorrauch das Ungeziefer brächte. Daß die ungeheuren Rauchmengen, die damaliger Zeit die Luft erfüllten, wie eine schützende Wolke über der Erde schwebten, die Wärmeausstrahlung hinderten und somit die Nachfröste zurückhielten, ist leicht denkbar. Fanden doch die Spanier, als sie Mexiko eroberten, bei den Eingeborenen die Gewohnheit, die Gefahr der Nachfröste durch Brennen trockenen Strohes oder Mistes zu bannen. Wenn auch der Höhenrauch die Entwicklung der Insekten beschleunigen half, so kann jedoch von einem ursächlichen Zusammenhang keine Rede sein. Und wenn die Obstgärtner lange Zeit den Höhenrauch für das massenhafte Auftreten der Haarflecke und diese wiederum für die Schäden an den Obstbäumen verantwortlich machten, so zogen sie mancherlei gründlicher Beobachtung lediglich aus einem Zusammentreffen falsche Schlüsse. Wir wissen längst, daß nicht die Haarflecke, sondern der Apfelblütenstecher der Schädling ist. „Daß der Moorrauch auf den Weizen einen entschieden nachteiligeren Einfluß habe, als irgend eine ungünstige Witterung“, berichtete die preussische Regierung in Trier 1826 an den König. Indessen wollte es zu dieser Behauptung dann sehr schlecht passen, als das Rheintal im Jahre 1858 in einem bis dahin unbekannten Umfange vom Höhenrauch heimgesucht wurde und sich gerade in diesem Jahre die Weizennte so günstig gestaltete wie nie zuvor.

Soweit bekannt ist, begann man im Jahre 1783 sich erstmalig Gedanken über den Ursprung des Höhenrauches zu machen, vielleicht erst oder gerade damals, als die Rauchplage mit dem Ausbruche des Vesubs und anderer feuerpeiender Berge, sowie einem Erdbeben zusammentraf. Möglich, daß aus jener Zeit die Bezeichnung Höhenrauch stammt; denn anfänglich waren die Wissenschaftler durchaus geneigt, ihn mit jenem Erdbeben in Beziehung zu setzen. Ernst Florens Friedrich Chladin (geboren 1766 in Wittenberg, gestorben 1827 in Breslau), ein bekannter Physiker seiner Zeit, hielt ihn für kosmischen Ursprunges und meinte, er bestände aus den gleichen, allerdings fein verteilten Materien wie die Meteorsteine und fand mit dieser Ansicht durchaus den Beifall seiner Zeit. Andere glaubten wohl auch, daß die Elektrizität den Höhenrauch bewirke. Der Wirklichkeit am nächsten aber kam jene Gruppe, die der Ansicht huldigte, daß er aus dem Rauche oder Dunste verbrannter oder durch Hitze verflüchtigter Substanzen bestehe, deren Ursprung sich allerdings mit mehr oder weniger Sicherheit nachweisen lasse.

Eine längere scharfe Beobachtung führte nämlich zu diesem Ergebnis: Der Höhenrauch macht sich ausschließlich in der Jahreszeit bemerkbar, in der das Moor bearbeitet wird und ist in seiner Verbreitung immer abhängig von der Richtung jeweils herrschender Winde. Ganz folgerichtig gelangte man so bei weiterem Nachspüren ins Moor und fand dort die brennende Mooreerde.

Die Brennkultur stammt aus Holland und kam erst im Anfange des 18. Jahrhunderts nach Deutschland, und zwar zuerst nach Ostfriesland. Wir wissen auch, daß es der Pfarrer Bolenius war, der von 1707 bis 1716 in Gatzhausen im Kreise Aurich wirkte, der sie einführte. „Zu damaliger armeligen Zeit hat der Prediger“, wie im Gatzhauser Kirchenbuche berichtet wird, „um leben zu können, selber im blauen Bruchlande gestanden und sein Buchweizenland im Moore gehackt und bearbeitet“. Dieser einfache Satz mit der nackten Tatsache, daß der Geistliche selbst zur Bodenbearbeitung gezwungen war, läßt uns schon ahnen, wie bitter und entsetzungsvoll damals das Leben im Moore war, wie einer mühevollen Quälarbeit nur kümmerliche Erträge beschieden waren. Bolenius, ein Vater seiner Gemeinde, suchte alsbald das Los seiner Pfarrkinder zu lindern, indem er sie mit den Arbeitsweisen seiner holländischen Heimat bekannt machte. Zu diesem Zwecke berief er den Fehnbauer Jan Kruse aus dem Groningschen nach Gatzhausen. Kruse zeigte dem Ostfriesen, wie im Herbst die Oberfläche des Moores umgehackt und sodann im nächsten Frühjahr gebrannt wird, um Buchweizen zu säen. Wie ein Lauffeuer ging die Kunde von dieser neuen Arbeitsweise durch die Gegend, und von weither eilten die Moorbauern nach Gatzhausen, das vielgerühmte Verfahren kennen zu lernen. Der Erfolg war, daß man bald allgemein zur Brandkultur überging und weite starke Oede sich in Felder wandelten. So durfte der Biograph Bolenius seinen Ostfriesen mit vollem Rechte zurufen: „Segnet das Andenken dieses Mannes, meine Landsleute!“

Wie vollzog sich das Moorbrennen? Ganz kurz wurde es schon angedeutet. Im Herbst war das Brandfeld bereits durch kleine Gräben in Schmalstreifen geteilt worden, so daß die Bodenfeuchtigkeit leicht nach beiden Seiten abfließen konnte. Mittels einer großen Hacke, oder wie der Ostfrieser sagt, Bauer, wurde die Oberfläche in Schollen aufgerissen und durcheinander gewürfelt, damit sich der Frost ordentlich auswirken konnte. Im Frühling wurden zunächst die Gräben nachgesehen, um erneut den Abfluß des Wassers zu beschleunigen, der Boden nochmals aufgelockert und die großen Schollen zu Haufen geschichtet, damit der Wind sie trockne. Im Mai, sobald keine Nachfröste mehr zu befürchten

waren, begann das eigentliche Brennen. Weil die kleinen Haufen am trockensten waren, wurden sie zunächst angezündet. Sobald sie halb durchgebrannt waren, wurden die brennenden Stüde gegen den Wind hin überall auf den Acker verstreut. Dadurch entzündeten sich auch noch die am Boden liegenden Klöße.

Mitten in diesem Feuer, in diesem „höllischen“ Rauch, so schildert Hermann Meier in seinen 1868 erschienenen Bildern aus Ostfriesland den Vorgang, steht der „Moorfer“ in starken Holzschuhen und wirft mit einer langen, alten, durchlöchernten Pfannluchenspanne die brennenden Stüde dahin, wo es nützt, lodert das Ganze von Zeit zu Zeit auf und wirft die glimmenden Klöße stets gegen den Wind. Zugleich sorgt er aber auch dafür, daß der Boden nirgends in Flammen gerät, sondern immer nur gelinde brennt oder schmaucht. Darum hat er ja auch so viele Stüde am Boden liegen lassen, die, weil nicht vollständig trocken, nicht flammen können, weil er nicht weniger dafür Sorge zu tragen hat, daß das Feuer das ihm bestimmte Revier nicht verlasse und auf den angrenzenden Heidefeldern oder auf kultiviertem Lande einen Bräuerbrand im Kleinen erzeuge. Die ganze Arbeit ist sehr unangenehm und mühsam: Oft steht der Moorfer im dicksten Rauch, sein schweißtriefendes Gesicht, seine Kleidung ist mit Asche und Staub bedeckt, seine Augen sind vom Rauch gerötet. Und doch ist es eine Frage, ob sein Fleiß belohnt wird.

Es dauerte gewöhnlich 24 bis 36 Stunden, bis das Land genügend ausgebrannt war. In die noch warme Asche wurde dann der Buchweizen gesät.

Wir wissen heute, daß die Brandkultur arger Raubbau war; denn nachdem das Moor sechs Jahre hintereinander gebrannt war, bedurfte es einer zwanzigjährigen Ruhe, um sich einigermaßen zu erholen. Dennoch müssen wir uneingeschränkt anerkennen, daß das Moorbrennen für das 18. Jahrhundert einen gewaltigen Fortschritt bedeutete und es überhaupt erst ermöglichte, die ungeheuren Moorflächen, die zu jener Zeit noch so gut wie unberührt waren, für die menschliche Besiedlung in Angriff zu nehmen. Ohne die Brandkultur hätte Friedrich der Große niemals sein berühmtes Urbarmachungs-Edikt vom Jahre 1765 erlassen können. Erst das Moorbrennen lockte aus der Marisch und von der Geest die Kolonisten herbei. Damals entstanden allein in Ostfriesland über 80 kanallose Kolonien mit mehr als 20 000 Einwohnern.

Welch ausgedehnte Moorflächen noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gebrannt wurden, geht aus den Untersuchungen Prestels in Emden hervor. Damals lag das Feuer nur in Ostfriesland über 30 000 bis 40 000 Morgen. Welch gewaltige Rauchwolke mag da erzeugt worden sein! Für das Bourtanger Moor im Umfange von 25 Quadratmeilen errechnete Prestel die Höhe der Rauchmasse mit 10 000 Fuß, nach heutigem Maß rund 3000 Meter. Im Regierungsbezirk Stade wurden 1861 noch über 1080 Hektar, nach altem Maß an 4300 Morgen, gebrannt. Und dann noch die weiten Oldenburger Moore, für die mir die entsprechenden Zahlen fehlen! Aber die mitgeteilten Zahlen lassen uns schon ahnen, daß es ungeheure Rauchmassen gewesen sein müssen, die alljährlich zum Himmel stiegen.

Weil das Moorbrennen nur bei trockenem Wetter geschehen konnte, dieses aber bei uns gewöhnlich nur bei Ostwind herrscht, so ergibt sich schon aus diesem Umstande, daß der Rauch aus den norddeutschen Mooren zunächst nach Holland getrieben wurde, um sich mit dem dort geborenen Bruder zur Weiterreise zu verbinden.

Recht merkwürdige und doch zugleich sehr lehrreiche Beobachtungen über den Moorrauch gestattete das Jahr 1657. Damals begann das Brennen in den norddeutschen Mooren am 6. Mai, und zwar bei starkem Ostwind. Bereits am folgenden Tage machte sich der Moorrauch über Utrecht, und etwas später, als der Wind seine Richtung änderte, schweifte er über Deventer nach dem Selber und erreichte am 15. Mai das Meer. Als nun der Wind plötzlich nach Nordwesten umsprang, trieb er den Moorrauch zurück, so daß er am 16. Mai bereits wieder Utrecht und Nijmegen erreichte. Gleichzeitig spürte man ihn auch in Hannover, Münster, Köln, Bonn, Frankfurt. Am 17. Mai war er schon bis Wien vorgebrungen, erreichte am 18. Dresden und am 19. Krakau in Galizien.

Oft genug trieb der Wind den Moorrauch auch über die Nordsee nach England. Selbst die Schweiz besuchte dieser nirgends beliebte Gast, wo er sowohl in Basel und Schaffhausen als auch in Zürich und Gené wahrgenommen wurde. Ueber die Alpen scheint er indessen niemals vorgebrungen zu sein.

Noch 1868 durfte Hermann Meier in seinen bereits erwähnten Bildern aus Ostfriesland folgenden Satz niederschreiben: „Ohne Moorbrennen kann der Moorbewohner nicht existieren, deshalb würde es gewiß auch keinem Ostfriesen einfallen, ein Verbot des Brennens zu befehlen, weil ein solches Tausende von fleißigen Menschen an den Bettelstab bringen oder übers Meer jagen würde. Und das wäre doch schlimmer als etliche Tage Moorrauch.“

Und doch war schon damals das Ende des Moorrauches näher, als der Schreiber ahnen mochte, noch dazu ohne die von ihm befürchteten Folgen.

Mit der fortschreitenden Erschließung der Moore wurde das Brennen zu einer Gefahr, nicht nur für die bereits kultivierten Nachbargrundstücke, sondern durch den unvermeidlichen Funkenflug auch für die Sträucher der Kolonistenwohnungen. So wird bereits 1875 aus dem Ammerländer Kanal gemeldet, daß das Brennen in den 41 Kolonien aus den erwähnten Gründen bereits aufhörte. Daneben wollten die Klagen an den deutschen Städten des Nordwestens, vor allem aus Bremen, über die Plagen des Höhenrauches kein Ende nehmen; sie führten alsbald zur Gründung eines nordwestdeutschen Vereins gegen das Moorbrennen. Auf seiner Jahresversammlung zu Bielefeld im Oktober 1875 wurde von den beiden Bremern, Professor Franz Buchenau und Medizinalrat Wilhelm Diers Focke ein Antrag eingebracht, nach dem zur Förderung der Kultur des Moors, Sumpf- und Heidebodens eine landwirtschaftliche Versuchstation zu gründen sei. Das aber war möglich, wo

die Wissenschaft das Moorbrennen längst als Raubbau gekennzeichnet und bessere Wege zu einer Nutzung der Moore gewiesen hatte. In Verfolg des Vieselfelder Beschlusses entstand die Central-Moorkommission und dieser unterstellt die Moorversuchstation in Bremen. Durch Aufklärung, an der besonders August Lammer, der Geschäftsführer des Vereins gegen das Moorbrennen, in seiner Zeitschrift „Nordwest“ beteiligt war, wurde das Moorbrennen immer mehr eingeschränkt und gehört bereits seit Jahrzehnten der Vergangenheit an. Auf wissenschaftlich gegründeter Grundlage erblickte eine neue Moorkultur, die es verstand, Moorboden so ergiebig zu gestalten wie Marschland. Sie drang so siegreich vor, daß Oldenburg sich anschickte, durch Gesetz die wenigen, noch unberührten Moore zu schützen.

Kattrepel,

ein niederdeutsches Namenrätsel und dessen Lösung.

Von Professor Dr. R. Stuhl.

II.

Nur durch die Schreibung oder die mundartliche Aussprache unterscheiden sich von Kauter mit der Bedeutung Ganser = Hengst die Formen: Gander und Kander, jene in nnd. D. N. wie: Gandersheim, Groß- und Klein-Gandern, Ganderssee, diese in der schweizerischen Verbindung: Kandersteg, Kanderthal, Kanderfirn usw. vorkommend. „Gandersen“ hieß also ein Hengstföhlen, am „Ganderssee“ weideten die munteren Tiere. Daß auch im Kanderthale und in dessen Umgebung schon in frühester Zeit viel Pferdebezucht getrieben wurde, beweist die dortige Namensgebung: im Südboden Verden = bei den Pferden, Verdenbach, Verden — Rothorn, im Westen: Gellhorn (Gelli = Gählein), im Osten: neben der Bülmilch die „Wilbe Frau“, d. h. Wildenfrau, die Pferdegöttin, von den Galliern und Römern Epona genannt, die besonders von den calones, Troßknechten in den Pferdehöfen verehrt wurde, wo ihr Bild in einer Nische aufgestellt war, eine gütige Frau mit Föhlen und Maultieren zu beiden Seiten darstellend, die von ihrem Schoße Heu fressen. „Wilbe“ heißt noch heute in Pommeren die im Freien gezüchtete Stute, „Feldperch“ im Sächsenpiegel genannt.

Noch ein merkwürdiger Pferdename, vielmehr eine Mundartform von Ganser, nnd. Kander (lat. canterius) oder Gander ist zu erwähnen. Das ist Gaster, wonach der oberste Talgrund des Kanderthales Gasterental heißt. Es ist dies eine deutlich friesische Zunge verratende Umformung des Wortes Ganser = Hengst. So lautet auch das Wort: Kirche, nnd. Kerke im Mittelfriesischen mit Ubergang des Reihlautes in den Fischlaut bald Tzerke, Tzerke, bald mit Umstellung des harten Fischlautes: Steorke, Sturke im Mittelfriesischen (Karl v. Richthofen, Mittelfries. Wb.).

Dieses Nebeneinander der Formen Ganser, Gaster, Kander, Kauter (vgl. canterius!) kann den nicht überraschen, der eine Ahnung hat von dem Reichtum der deutschen Mundarten. Wurden doch jüngst, d. h., während der Kriegszeit von dem Direktor der Preussischen Staatsbibliothek, Professor Dr. Doegen in Berlin, nicht weniger als 175 verschiedene Mundarten auf Grammophonplatten festgehalten.

Aus dem Norden kommende Leute, die bald in der einen, bald in der anderen Mundart redeten, haben die verschiedenen Formen des Hengstnamens auch über die Alpen nach dem alten Italien und nach dem alten Griechenland in grauer Vorzeit verpflanzt. So finden wir im Latein das bereits erwähnte Wort: canterius, Gaul, dem im Griechischen mit anderer Endsilbe: canthelios entspricht, nur: daß die Griechen dasselbe ebenso wie das Stammwort: canthos auf den Esel übertragen haben. Es erklärt sich dieser Gebrauch daraus, daß auch auf deutschem Sprachboden: Ganz und Ganser Allgemeinbezeichnungen für „ganze“, d. h., unbeschnittene Tiere waren. Da und dort mußte der Grundherr, selbst der Ortspfarrer ein „ganz Schwein“ (d. h. einen Eber) oder einen „ganzen Ochsen“ (Faseloschen) usw. für die Markthoffen halten.

Mit dem schweizerischen Gaster (in dem N. Gasterental) deckt sich im Griechischen die Benennung des Wüßers: Kastor, d. h. eigentlich des Wüßermännchens, woher die Bezeichnung des stark riechenden Arzneimittels: Kastorion (das sich in eigenen Gefäßen neben den Zeugungsteilen des Wüßermännchens sammelt) stammt.

Kastor ist bekanntlich ferner der Name eines der Dioskuren, der Zwillingbrüder, Söhne des Zeus, d. h. eigentlich: der Rosse des Himelsgottes, denn das ist der ursprüngliche Sinn des Grundwortes: Kuros, das sich deckt mit der noch heute in Süddeutschland, besonders in Schwaben gebräuchtem Pferdebezeichnung: Gure, armenisch: Kurre, persisch: Gur, das auch den wilden Esel bedeutet (vgl. griech. Kanthos, Kanthelios, Esel). Die hindostanischen Parsi in Guzerate nennen Goor noch das Köhlein im Schachspiel. Dieser ursprünglichen Bedeutung des Namens der Dioskuren zufolge führen sie auch den Beinamen: Leukopolm, d. h. Weiße Föhlen, Schimmel und heißt der andere Bruder: Pollug im Latein, im Griechischen: Polydenke und in der Sprache der Etrusker: Pulutuke. Es ist dies eine Schmelzform zu Polos, das Föhlen und es entsprechen so die Dioskuren — Leukopolen den von den Germanen in den heiligen Hainen gehaltenen Blantrossen, den vorher erwähnten Widern, Drastkieren, den irdischen Vertretern des Götterföhlen Sleipnir.

Der Wortform Kander, Gander endlich entspricht bei Homer der Ausdruck: Kentor, ein ehrendes Beiwort der durch ihre Rossezucht berühmten Troer und auch der Radmeier, das beide Male mit: Hippon = „der Pferde“ verbunden auftritt. Diese Bezeichnung „Kentores Hippon“ bezieht sich also eigentlich auf die Hengste, die Ganzpferde und ist dann auf die Hengstzüchter übertragen gerade so wie die Edlen von Butliz den Ehrennamen Gans d. i. richtiger: Ganz führen und die Rittergüter in der Mark Ganz und Ganser nach der früheren Verpflichtung der Inhaber das „Ganzpferd“ zu halten benannt sind. Das erfieht man auch daraus, daß neben dem letzteren ein „Wildberg“ liegt, d. h. Stuten-

berg (s. oben!). Auch als bürgerliche Familiennamen begegnen Ganz, Ganser, Ganser oft genug.

Als Pferdezüchter, Hengsthalter erweisen sich die Troer und Radmeier auch durch ihre Namen, nicht nur durch das Beiwort. Wegen des ersten verweise ich auf meine Schrift: „Nordlands Untergang“ oder „Arisch-germanische Sprachreste im Mittelmeergebiet“ (U-Bodung-Verlag, Erfurt, 1923), S. 19, dem letzteren liegt der Name: Radmos zu grunde d. i. der Gansmann = Hengstmann. Sinngleiche Orts- und ursprüngliche Personennamen sind die Benennungen der Rosse züchtenden märkischen, pommerischen und medlenburgischen Rittergüter: Ganzow, Ganzlow, Gantlow, Kanow, Kantow, Kadow, Gadow, Gatow. Das Grundwort — ow hat sich in der ursprünglich zweifelhafte Form in vielen deutschen Mundarten, besonders in Holstein und Hessen als Benennung des Großvaters, des „Owie“ erhalten. Ursprünglich bezeichnet es ganz allgemein den Mann, den Vater. Vgl. got. Alva, Mann und den Anfang des holsteinischen Vaterunsers: „Owie unser“.

Die Hengstbezeichnung Kenter = Gander, Ganser verbirgt sich endlich auch in dem Namen der rossegestaltigen Kentauern, d. i. der Hengstmänner, da in ursprünglicherer Lautgestalt in dem altindischen: Gandhaova und noch deutlicher in dem altperischen: Gandrawa; Gandhara (— awa = deutsch: — ow) vorliegt.* Im altindischen Epos heißen die Gandhaova selber die besten Rosse, die gleich Pferden wiehern (a. a. D.).

Und nun erkennen wir mit Sicherheit in dem niederdeutschen Straßen- und Ortsnamen: Kattrepel eine Schmelzform zu dem Kentauernnamen, altperisch: Gandhaova, dessen Grundwort Epel, d. i. Väterchen (vgl. Otto, Ebel) in allen möglichen Formen: Ebel, Ebeling, Epple, Epplein usw. in Nord- und Süddeutschland als Sippenname seit den ältesten Zeiten vorkommt. Es ist also Kattrepel durch Angleichung und Unterdrückung des Nasals aus Kauter — epel zusammengezogen und bedeutet den Hengsthalter.

Als Probe auf das Exempel mag zum Schluß noch die Nachbarschaft der Kattrepelstraße in Hamburg angeführt werden.

Sie führt schnurstracks auf den Pferdemarkt, dann in gleicher Richtung in der Fortsetzung dieser die Rosenstraße (= Rosstraße) zum Georgsplatz (St. Georg ist der Schutzheiliger der Rosse züchtenden Ritter) und weiterhin die „Straße an der Koppel“ und die Garkittstraße (Gark = Föhlen, Verkleinerungsform zu Gure, — itt = nnd. Esse, Weide, vgl. Rosfitten, Rosfisch) zur Alster, d. h. der Almenbe (vgl. altnord. Eoter = Weide, eig. Sitz).

Wir haben also mit der Tatsache zu rechnen, daß das Wildpferd auf der niederdeutschen Tiefebene gezüchtet worden ist, und daß die Kentauern, Hengstmänner, die die griechische Sage in Dämonen verwandelt hat, aus Deutschland ausgezogen sind.

* Vgl. Elard Hugo Meyer, Gandhaoben — Kentauern (Berlin, Dümmler, 1887).

Alte Postverbindungen zwischen Schweden und den Herzogtümern Bremen und Verden.

Mißglückte Seepostversuche Göteborg—Karlshamn 1710/11.

Die Großmacht Schweden hatte im Frieden von Münster und Den Haag (1648) wichtige Gebiete und Stützpunkte in Deutschland erhalten. Außer dem Reichslehen Vorpommern mit Rügen und Stettin und der medlenburgischen Stadt Wismar waren ihr die Bistümer Bremen (ohne diese Stadt, die damals freie Reichsstadt wurde) und Verden als Herzogtümer zugesprochen worden. Mit allen diesen Gebieten suchte Schweden sofort nach dem Dreißigjährigen Kriege regelmäßige Postverbindungen herzustellen. Verhältnismäßig leicht und ohne Gefahr gestaltete sich die Verbindung der östlichen Gebiete durch das bald eingerichtete Trajekt Stralsund—Neßtedt; denn Schweden beherrschte damals die Ostsee und brauchte keinerlei Anfeindungen und Seeräubereien zu befürchten.

Schwieriger jedoch blieb die Postverbindung mit den Herzogtümern Bremen und Verden. Die Route zu Lande mußte durch dänisches Hoheitsgebiet geführt werden. Doch die Dänen pflegten in den Zeiten wenig Sympathien zu den nachbarlichen Schweden. Zahlreich schon hatte man ergebnislos verhandelt, bis es endlich dem schwedischen Gesandten in Kopenhagen gelang, eine Lösung mit Dänemark zu vereinbaren. Die Postbeförderung erhielt folgende Regelung: Die dänische Post zu Hamburg und Helsingör sollte die Briefsendungen von der schwedischen Post in diesen beiden Städten abholen. Die Postfächer mußten entweder in vier Paketen oder in einembeutel verpackt sein. Sie durften an Gewicht „vierundzwanzig höchstens dreißig Schallt. nicht übersteigen“. In Helsingör ging die Post Dienstags und Sonnabends nachmittags um 3 Uhr und in Hamburg Dienstags und Freitags abends um 10 Uhr ab. Postsendungen, die zu den festgesetzten Zeiten nicht präzise fertig waren, sollten mit der nächsten Post befördert werden. Die Postroute ging von Hamburg über Rendsburg, Schleswig, Gottorp, Flensburg, Hadersleben, Al. Belt, Assens (Jünn), Odense, Nyborg, Gr. Belt, Korsör (Seeland), Schlagels (jetzt Slagelse), Ringstedt, Roskilde (jetzt Roskilde), Kopenhagen nach Helsingör und von dort weiter mit der schwedischen Post nach Stockholm.

Für die Beförderung der schwedischen Post durch Dänemark mußte Schweden jährlich 1600 Reichstaler zahlen. War dazu ein besonderes Pferd nötig, so verpflichtete sich Schweden, eine jährliche Entschädigung von 2200 Reichstaler zu entrichten. Vom Jahre 1682 ab räumten die Dänen den Schweden zur Beförderung der schwedischen Postbriefe von bzw. nach den Herzogtümern Bremen und Verden das Recht ein, einen schwedischen Postwagen fahren zu lassen. Die Reisenden und die Pakete

durften jedoch wie bislang nur auf den dänischen Postwagen befördert werden.

Da sich die Schweden im dänischen Lande oft schättsche Widerwärtigkeiten gefallen lassen mußten, so war die Stockholmer Regierung schon lange darauf bedacht gewesen, unabhängig von der zweifelhaften Gunst zu werden. Da machte das königliche Kanzleikollegium in Stockholm 1709 den Vorschlag, „zur besseren Unterhaltung der Correspondenzen mit den Teutschen Provinzen, eine Brigantine zwischen Gothenburg (Göteborg) und Carlsburg oder einem anderen sicheren Hafen“ einzurichten. Der Plan wurde beim General-Gouverneur in Stade weiter bearbeitet. Auch hier zog man in erster Linie die Karlsburg als Anlegepunkt der einzurichtenden schwedischen Seepost in Erwägung. Als weiterer sicherer Hafen kam außerdem Neuhaus a. d. Oste in Frage. Unverzüglich richtete man deshalb an den Richter Wyndeken in Lehe, den Voigt Goecken in Geestendorf und den Amtmann Wardenfleth in Neuhaus die Anweisung, die Postschiffe der etwa dort einlaufenden schwedischen Brigantine in Empfang zu nehmen, für sichere Weiterleitung „per Express“ Sorge zu tragen und den Schiffsoffizier zu bitten, mit der Abfahrt bis zum Eintreffen der Briefschiffe und besonderen Antwortschreiben zu warten.

Den ersten Versuch einer Seppostverbindung leitete der General-Gouverneur von Gildeslören im Sommer 1710 von Stade aus „mit einem kleinen Postboot mit gar schlechten Success“ ein. Aus dem Wortlaut muß geschlossen werden, daß wahrscheinlich das Postboot mit der Befahrung unterging und verschollen blieb.

Da lief am 22. März 1710 die erste Postgaleote nach 18tägiger Fahrt von Göteborg an der Mündung der Weser bei Lehe ein. Die Post wurde ordnungsmäßig durch Eilboten nach Stade überbracht. Die zurückzuführenden Briefe und Pakete kamen auch richtig an Bord an, so daß die Rückfahrt angetreten werden konnte. Das Schiff wurde aber „by dunkler nacht von einem Raper“ überfallen, auf dessen Befehl der schwedische Offizier sämtliche Pakete über Bord warf und sein Schiff mit den Briefen nach Lehe zurückbrachte.

Nach Ablauf dieser beiden mißglückten Versuche, eine ständige Seepostverbindung zwischen Göteborg und Karlsburg zu gründen, riet die Regierung in Stade den Stockholmer Behörden dringend, von ihrem Vorhaben Abstand zu nehmen. Sie begründeten ihre Abneigung nicht nur mit der gefährvollen Seeräuberei an der deutschen Küste, sondern wies außerdem auf das wegen der vielen Sandbänke und Untiefen unsichere Fahrwasser an den Mündungen der Elbe und Weser hin.

Selbst bei Ausscheidung aller dieser Hindernisse wäre der Seepostverbindung Göteborg—Karlsburg eine gedeihliche Entwicklung nicht beschieden gewesen; denn schon im darauffolgenden Jahre 1712 trat Schweden die Herzogtümer Bremen und Verden an Dänemark ab.

J. Segelken (Osterholz-Scharmbeck).

Die Notlage der Geestendorfer Bauern vor 150 Jahren.

Von einer ungeheuren Notlage der Geestendorfer Bauern zeugt ein Schriftstück, das vom 18. August 1777 datiert ist und auf acht Folioseiten eine „demütige Vorsteltung und Bitte“ an die „Königlich Großbritannische und Churfürstliche Braunschweig-Lüneburgische Regierung der Herzogtümer Bremen und Verden“ richtet.

Es wird darin gebeten, dem Amte Geestendorf vorzüglich aber dem Dorfe Geestendorf „zur Bezahlung der rückständigen Contribution bis Martini im folgenden Quartal huldreichst Frist zu verstaten.“ Als Gründe werden angeführt:

1. „Ew. Excellenz und Hochwohlgeboren Höchstbero Landesväterliche Vorsorge und Gnade, wovon wir in unserem Amte schon so manchen huldreichen Beweis erhalten haben.“

2. „Ein dreijähriger Miswachs in den Jahren 1773, 1774 und 1775, sowie eine Ueberschwemmung im Jahre 1775, wodurch die Geestendorfer ihr Landzwey Mahl bestellen und die Einsaat von vierman in Geversdorf (Kreis Neuhaus a. d. Oste. D. Schriftleitung) für einen sehr hohen Preis kaufen mußten.“

3. „Eine Hornviehseuche, welche in den Jahren 1775 und 1776 dergestalt in dem hiesigen Amte wütete, daß wehlig oder gar kein Vieh übrig blieb, und wovon die mitleidenswerte Dorfschaft Geestendorf abermals am stärksten betroffen wurde.“

4. „Der geringe Kornpreis des verwichenen und jetzigen Jahres. Der Bremer Viertel Winter-Gerste kostete bei freier Lieferung nach Basdal nur 14 Grote, Sommer-Gerste sogar nur 10 Grote. Da nun letztere die Frucht ist, welche im hiesigen Amte, vorzüglich in Geestendorf am meisten gebaut wird, so rufen die Wittsteller verzweifelt aus: Welch eine ungeheure Menge von Geldfrüchten wird also anjetzt nicht erfordert, um nur 5 Thaler zu bezahlen? Denn wenn die Leute den Transport und die Veräumnis, welche sie sich dadurch bei ihrer Arbeit zuziehen, abrechnen, so bleibt nur sehr wenig übrig.“

5. „Der geringe Preis des Landes. Ein Schall Landes, welches bei guten Zeiten 200 Thaler kostet, ist neulich bei einer Auction zu 40 Thaler eingesezt und dennoch unverkauft geblieben.“

6. „Die Exactiones und Vergantungen helfen weiter nichts, als daß die Leute ruiniret werden. Denn nimmt man dem Hausmann seine Pferde, so muß der Acker wüste liegen, nimmt man die Kühe, so hat er nichts zu leben, der Dünger fehlt und das Land kann ebenfalls nicht bestellt werden. Meubles hat der Hausmann wenig oder nichts, und wenn die Instrumenta rustica genommen werden, bleibt wieder das Land ungebaut.“

Aus allen diesen Gründen flehen die „unterthänigsten Knechte, die

Eidgeschworenen des Amtes Geestendorf, Ew. Excellence und Hochwohlgeborenen als Väter des Landes fußfällig an, auf diese unsere demütige Vorsteltung und Bitte gnädigst Rücksicht zu nehmen, dem Wilsende bis Martini zur Abtragung der Contribution huldreichst Frist zu verstaten.“

Lepler.

Schiller oder Goethe?

In unserer Schule hängt ein großes Bild von Schiller. Von Goethe nicht. Schadel! Aber wie das kam? Es ist schon lange her; es war noch in der Zeit, wo der Amtshauptmann den Vorsitz im Schulvorstande hatte, dem übrigens der Hauptlehrer, der Pastor, der Jurat und noch ein Mitglied bildeten, das man das fünfte Rad am Wagen zu nennen pflegte. Nicht, als ob es das immer gewesen wäre.

Nun war an einer Wand des Schulzimmers noch ein leerer Platz, und der Amtshauptmann wollte gern ein gutes Bild dahin haben. Er schlug als großer Verehrer des Dichterkönigs Goethe vor, dessen Bild anzuschaffen, und darüber wurde nun bei der Aufstellung des Voranschlags verhandelt. Der Jurat hatte gegen die Anschaffung nichts einzuwenden, der Hauptlehrer und der Pastor befürworteten sie, ersterer mit dem Bemerkung, es sei schade, daß kein Platz für Goethe und Schiller sei. Da bat das fünfte Mitglied, der alte Zimmermeister B., ums Wort, nachdem er zuvor hinten in einem Gesangbuch — die Sitzung war im Schulzimmer — geblättert hatte. „Goethe“, sagte er, „Goethe? Den kenne ich nicht. Da mag ja so ool woll en Dichter wesen hebben, aber int Gesangbook steht nix van ed in. Id bin eegentlich mehr vor Schiller.“ „Aber Meister B.“, antwortete der Amtshauptmann, der das Plattdeutsche nicht recht beherrschte, „von Schiller stehen doch auch keine Lieder im Gesangbuch!“ Doch Meister B. ließ sich nicht irre machen. „Jo, Herr Amtshauptmann, das is woll wahr, aberst id bliebe doch darbi, dat Schiller en grötteren Dichter wesen is as Goethe.“ „Wieso denn?“ „Jo, Herr Amtshauptmann, Se mögt dat woll nich weten, denn Se hebbt dor woll nich up studeert; aber, Herr Pastor, Se weet dat doch woll, Schiller is dat doch wesen, de seggt heit.“

„Winkt der Sterne Licht,

leb'ig aller Pflicht

hört der Bursch die Vesper schlagen,

Meister muß sich immer plagen.“

„Is Schiller dat nich wesen, Herr Pastor?“ — „Ja woll, Meister B., dat is Schiller wesen.“ — „Na sieh, denn so stimme id vor Schiller. Wi möt doch den Vesteu nehmen.“

Wir lachten, der Amtshauptmann wurde überstimmt, und seitdem hängt das Bild von Schiller in unserer Schule. So oft ich es sehe, steht mir der alte Meister B. wieder vor Augen, der nun schon lange die Vesper hat schlagen hören.

Bücherschau.

* Im Stader Heimatverlag Karl Krause erschien jüngst ein neues Stader Heimatbuch — „Sinnerl von Borg“, das vielen Lesern des Tagesblattes aus dem „Heimatfreund“ bekannt ist. Der Verlag hat sich entschlossen, diese Erzählung in Buchform herauszubringen. Das wird manchem Leser, der im „Heimatfreund“ Teile der „historischen Erzählung“ oder auch das Ganze gelesen hat, willkommen sein. Der ursprüngliche Plan des Verfassers war, ein Festspiel für das Stader Heimatfest zu schaffen — der literarische Entwurf lag bereits fertig vor — aber besondere Umstände veranlaßten ihn, davon Abstand zu nehmen und die Form der historischen Erzählung zu wählen. Wirklich einer „historischen“? Ja und nein. Die Sage erzählt von Sinnerl von Borg, daß er ein ärger Raubritter, ein Strauchdieb und schlimmeres gewesen sei. Geschichtliche Urkunden waren nicht vorhanden. Der Verfasser aber bewegte der Gedanke: „Will man einen Menschen und sein Werk verstehen, so muß man auch alle Zeitumstände berücksichtigen. Wir dürfen das Leben und Treiben eines Mannes nicht nach dem Maßstab heutiger Zeit betrachten, sondern müssen ihn nach den Lebensbedingungen seiner Zeit zu verstehen suchen. Daß es dem Verfasser auch in dieser, seiner jüngsten Dichtung gelungen ist, dem sagenhaften Sinnerl von Borg als Mensch gerecht zu werden, ist von vielen, denen die Heimatforschung und heimatlische Geschichte am Herzen liegt, anerkannt. So erscheint Sinnerl von Borg nicht als der alteit raus- und raublustige Strauchritter, zu dem ihn die Sage stempelt, sondern als Kind seiner Zeit, die mehr als einen der alten ritterbürtigen Geschlechter zu nennen wußte, der unter gleichen zeitlichen Umständen um nichts anders gehandelt haben würde als eben Sinnerl von Borg, Burgmann in Horneburg. Daß die Sprache in heimatlischer niederdeutscher Mundart gegeben sind, ist ein besonderer Vorzug des Werkes. Zugleich mag es auch ein Beweis dafür sein, daß unsere niederdeutsche Sprache wiederum einen Verfasser gefunden hat, dem es nicht nur darum geht, einen Stoff zu gestalten, sondern der auch treu an der von den Vorvätern ererbten heimatlischen Mundart festhält.“

* Sprook. Lustige Geschichten in plattbütscher Sprook vertelt von H. E. Borgardt. 75 Penn. Hochbütsche und plattbütsche Sprookböker giift dat en ganzen Borg. De Li griepst jo geern na'n Boof, wat jem so recht von Harten to'n Lachen bringt. Söbentein Geschichten heit uns nu B. in dat lüttje Boof opschreiben. De meisten sünd all faken vertelt. Doch se sünd meist good vertelt und ut dissen Grund list man den „Sprook“ gern. Niellich väl Köhm und Beer und Grog kummt dar so in vor. Wenn B. de Geschichten noch mal drucken lett, denn mütt he en Paar weglaten und an evelte Stören noch bättert Plattbütsch schreiben. Dr. R.